



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gystrow, Ernst: Das medizinische Studium

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aufrecht erhielt, indem man „Gewehr beim Fuß“ stand, war auf die Dauer nicht durchzuführen; schon der Selbsterhaltungstrieb zwang zu einer bestimmten Parteinahme, und die von Anfang des Bürgerkrieges an ziemlich eifrig in deutschen Kreisen vorgenommenen Sammlungen für das *exercito libertador* zeigten, daß die Sympathien mehr nach der Seite der Revolutionäre neigten. Der Austritt der Kastilhisten aus den Kolonievereinen beschleunigte den Übergang zu den Föderalisten, was nur bedauert werden kann, da es vorher dank der Einigkeit der Deutschen gelungen war, ein ganzes Jahr lang die Neutralität ihrer Provinzen aufrecht zu erhalten.

Nach all diesen Betrachtungen leuchtet es wohl ein, daß die Deutschbrasilianer jetzt in einer Zeit kraftvollen Aufstrebens leben, das politische Selbstbewußtsein ist erwacht, man hat begonnen, sich zur Wahrung seiner Interessen zu verbinden, und daher scheint mir jetzt der Zeitpunkt besonders günstig zu sein, unsre Volksgenossen in diesem Streben zu unterstützen, indem das deutsche Reich seine Machtstellung in die Waagschale wirft, um die Störung dieser Entwicklung zu hindern und den Brüdern in der Fremde neue Mitspreiter zuzuführen. Man sollte endlich den Grundsatz anerkennen, daß eine deutsche Kolonialpolitik ohne eine thatkräftige, planvolle Auswanderungspolitik niemals dem Ziele zuzuführen ist, das doch erreicht werden soll und muß: ein erdumfassendes Deutschland zu schaffen.

Leipzig

E. O. Brandt



Das medizinische Studium

Von Ernst Gyftrow



Im ärztlichen Stande ist seit einigen Jahren eine Überfüllung eingetreten, die schwere Gefahren für alle Mediziner in sich birgt. In ärztlichen Zeitschriften und Broschüren ist versucht worden, zunächst einmal die Wurzel des Übels zu finden und dann Vorschläge zur Heilung zu machen. Dabei ist vielerlei beschuldigt worden, nicht zum wenigsten die soziale Gesetzgebung. Aber so einzig alle über die Schäden sind, so verschieden sind die Ansichten über die Mittel zur Heilung — natürlich, weil bei jedem persönliche, gesellschaftliche, ja selbst politische Ansichten mitspielen, die ihn die Sache von dieser oder jener Seite sehen lassen.

Der einzig richtige Weg aber dürfte der sein, am Anfang anzufangen, d. h. einmal zuzusehen, wer Medizin studirt, und wie sie studirt wird, und ob nicht hierbei manches faul ist. Das scheint man auch in weitern Kreisen eingesehen zu haben; vor kurzem liefen Gerüchte durch die Presse von einschneidenden Veränderungen, die im medizinischen Studium bevorstehen sollen.

Wer studirt heute Medizin? Ein großer Haufe von jungen Leuten, die nichts besseres anzufangen gewußt haben, nachdem gegen alle andern Studien Bedenken erhoben worden waren: zur Theologie war keine Neigung, das Lehrfach war zu überfüllt, Jurisprudenz zu langwierig. Aber studirt werden mußte, denn so erforderte es der moderne Strebensdünkel, wonach der Sohn immer etwas „Höheres“ werden muß als der Vater; und so blieb denn nur die Medizin übrig; denn die ist zugleich ein „Brotstudium“ — das Wort erregt schon Grauen —, und verdienen soll der Junge etwas, sobald er fertig ist. Also: es wird Medizin studirt, und zwar mit allem Eifer, denn das medizinische Studium fesselt jeden mit dem Reiz des täglich Neuen und Interessanten. Die Examina werden gemacht, mit „genügend“ eben bestanden, und der Menschheitsbeglückter ist fertig. So stehen sie dann zu Hunderten da, und nun — beginnen die Enttäuschungen. Nach zwei Jahren aber — besondere Glücksfälle ausgenommen — ist der junge Arzt so unzufrieden mit seiner ganzen Laufbahn, so abhold den unvermeidlichen Mühen seines schweren Berufs, daß er oft die Stunde verwünscht, wo er den Entschluß gefaßt hat, Mediziner zu werden.

Ein Teil der Schuld an diesen Zuständen liegt unzweifelhaft an unsrer heutigen höhern Schulbildung. Wenn — dank unserm Einjährigfreiwilligenwesen — die Arbeiten immer mehr herabgesetzt, die Beförderungen immer milder, die Prüfungen immer leichter gemacht werden, so ermutigt das natürlich immer mehr Unbegabte, die Schule zu besuchen, und zwar bis zu Ende, „damit ihnen die Welt offen stehe.“ Ich kann hier auf diese traurigen Verhältnisse nicht näher eingehen, aber ich glaube, daß sie dazu beigetragen haben, den Bildungsdünkel zu steigern und das geistige Proletariat zu vermehren.

Dann aber können die Eltern nicht dringend genug davor gewarnt werden, bei der Berufswahl der Söhne diesen allzu freie Hand zu lassen. Sehr oft weiß ein neunzehnjähriger junger Mensch gar nicht, was er werden soll. Sorgfältigste Beobachtung der Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen des Sohnes ist eine der Hauptpflichten unsrer Erziehung; sie ist freilich nur möglich bei dem — heute so seltenen — innigen Zusammenleben der Kinder mit den Eltern.

Vor allem der ärztliche Beruf erfordert bestimmte, aber bei sorgfältiger Erziehung deutlich zu erkennende Anlagen. Nicht darauf kommt es an, daß der junge Mann sich getraut, eine Leiche anzufassen, oder daß er Blut fließen sehen kann: gerade das findet sich später bei einiger Willenskraft auch bei

denen, die es vorher nicht konnten. Vor allem gehört lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften im allgemeinen, für die organischen im besondern dazu; ferner ein sanftes, rücksichtsvolles Naturell — ein grober Arzt ist ein Umding; es gehört dazu Opfermut, Nächstenliebe, Furchtlosigkeit vor dem Krankenzimmer. Das alles sind Eigenschaften, die sich nicht aneignen lassen, und doch wie viele Ärzte laufen heute ohne sie herum!

Nur ganz kurz möchte ich die heikle Berechtigungsfrage berühren. Ich bin mit der Mehrheit der Mediziner der Ansicht, daß das Realgymnasium die Berechtigung zum medizinischen Studium verdient; ja ich glaube, daß es sie allein verdient. Ich erkenne willig die Vorzüge des Gymnasiums für die Vorbildung zum philologisch-historischen, zum theologischen, auch zum juristischen Studium an; aber für das medizinische, mathematische und naturwissenschaftliche Studium ist das Realgymnasium vorzuziehen. Man frage nur die Mediziner des ersten und zweiten Sommersemesters! Es könnte ja jedem Gymnasiasten freigestellt werden, in den naturwissenschaftlichen Fächern eine Nachprüfung auf einem Realgymnasium abzulegen, wie es heute die Realschüler in den Sprachen thun müssen. Ich meine, daß so dem medizinischen Studium mehr tüchtige Kräfte zugeführt und noch mehr untaugliche davon zurückgehalten werden würden; denn es würden sich zunächst hauptsächlich solche der Sache unterziehen, die Lust haben, sich noch ein Jahr mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, und neben diesen die Realgymnasiasten; das wäre aber sicher mehr wert, als daß sich die Realgymnasiasten noch ein Jahr mit Latein und Griechisch beschäftigen müssen, und die Gymnasiasten sofort Medizin studiren dürfen.

Vorher aber müßten in dem Studium selbst einschneidende Veränderungen eintreten, wenn man einen Erfolg sehen will. Zunächst ist die Festsetzung der gesamten Studienzeit auf sechs Jahre dringend anzuraten. Diese Einrichtung bewährt sich heute in Oesterreich schon vortrefflich. Dort fallen auf das eigentliche Studium fünf Jahre, auf eine praktische Thätigkeit ein Jahr. Bei uns schwankt gegenwärtig die Studienzeit zwischen neun und zehn Semestern. Von dem Anfangstermin, ob Ostern oder Michaelis, hängt es meist ab, wie viel Zeit der Student braucht. Solchen Zufälligkeiten, die immer Ungerechtigkeiten mit sich bringen, muß vorgebeugt werden. Würde die Studienzeit für alle auf fünf Jahre festgesetzt, so wäre damit eine feste Grundlage geschaffen.

Ähnlich verhält es sich mit der Ablegung des Physikums. Den Gerüchten zufolge beabsichtigt man, das Physikum ein Semester später zu legen, als ans Ende des fünften Halbjahres. Das wäre der unbesonnenste Schritt, den man thun könnte. Viele behaupten ja, das Physikum schon nach drei Semestern ablegen zu können. Außerdem muß man doch bedenken, daß das Physikum eine Entlastung des Mediziners sein soll. Durch diese Prüfung soll das rein naturwissenschaftliche Wissen abgetrennt werden; ferner soll durch

sie in den Grundlagen der Anatomie und der Physiologie die Reife des Studenten für das weitere Studium festgestellt werden. Soll sich nun der Student noch ein weiteres Semester mit dem naturwissenschaftlichen Ballast herum-schleppen?*) Wird dieses Semester nicht, je nach der Befähigung und dem vorhergegangnem Fleiße, ein Pauk- oder — ein Bummelsemester werden, anstatt, wie bisher, für die Einführung in die Pathologie verwandt zu werden? Der wichtigere Teil des Studiums folgt doch erst auf das Physikum. Denn mit dem fünften Semester beginnt eigentlich erst das Studium der Medizin, d. h. die Beschäftigung mit dem kranken menschlichen Körper. Oder glaubt man, dieses Studium könne inzwischen ruhig begonnen und dann das Physikum mitten hineingeschoben werden? Das wäre so, als wollte man zwischen Obersekunda und Prima eine Prüfung in der mit Untersekunda abschließenden Botanik einschieben. Es ist schlechterdings kein Grund vorhanden, das Physikum ein Semester hinauszuschieben. Wenn nicht die genannten Unbilligkeiten eintreten, so könnte man die Ablegung schon nach dem dritten Semester gestatten. So aber möge man es wenigstens beim Alten lassen. Dann bleiben zum Hauptteil des Studiums drei volle Jahre.

Daß eine schärfere Handhabung der Examina nötig ist, brauche ich wohl nicht erst lange auseinanderzusetzen. Es ist das das einzige Mittel, untüchtige Leute zurückzudrängen. Vor allen Dingen sollte das „Durchsitzen“ völlig aufgehören. Eine Wiederholung nach einem vollen Semester sollte gestattet sein, aber mehr nicht. Fällt der Prüfling das zweitemal wieder durch, dann mag er etwas andres anfangen; für den gewählten Beruf hat er dann entweder keine Begabung oder nicht genug Fleiß. Gerade das Physikum sollte recht scharf genommen werden; denn es ist viel härter, wenn man den Studenten hier durchschlüpfen läßt und dann im Staatsexamen zu Falle bringt, als wenn er schon im Physikum fällt, wo er erst zwei Jahre verloren hat.

Auch die Verschärfung der Prüfung in Anatomie und Physiologie, sowie beim Staatsexamen in der Pathologie ist nur zu raten. Der Arzt — mag er auch mehr chirurgisch beanlagt sein — muß auf der Höhe der Berufswissenschaft stehen; er soll Praktiker, aber er soll auch Theoretiker sein. Die kühle Aufnahme, die die physiologischen und pathologischen Fortschritte bei so vielen Ärzten finden, ist sehr zu bedauern.

Noch eine Prüfung bleibt zu berühren: das Doktorexamen. Der Titel „Doktor“ sollte doch eigentlich eine Bierde, ein Zeugnis für wissenschaftliche

*) Für einen jungen Mann bildet jeder Wissensstoff, für den ihn in irgend welcher Zeit eine Prüfung bevorsteht, einen gewissen Ballast, der freilich oft sehr wichtig und nötig ist; da aber der junge Mann nie imstande ist, sich selbst zu prüfen, so wartet er ängstlich auf das drohende Examen. Ist das vorüber, so ist er erleichtert, dann denkt er weit lieber an das Gelernte, wie man ja häufig findet, daß sich Männer privatim in Fächer vertiefen, die sie auf der Schule nicht gern betrieben.

Tüchtigkeit sein. Statt dessen ersieht man daraus nichts, als daß der „Doktor“ seinerzeit 500 Mark gehabt oder sich geborgt hat, um zu promoviren. Das ist ein Zopf, der nicht mehr ehrwürdig, sondern lächerlich ist, und dessen sich das neunzehnte Jahrhundert schämen sollte. Ahmen wir doch das Beispiel Oesterreichs nach, das uns in diesem Punkte weit voraus ist: dort wird mit dem Bestehen des Staatsexamens der Dokortitel, wie bei uns der Titel „Arzt“ verliehen — das einzig richtige. Die Dissertationen und ihren wissenschaftlichen Wert brauche ich wohl nicht näher zu besprechen.

Hat der Student sein Staatsexamen gemacht, so ist er heutzutage „fertig.“ Der Philolog und der Jurist müssen, ehe sie in ihren Beruf eintreten, eine Zeit lang praktisch thätig sein, der Mediziner nicht. Das ist doch die verkehrte Welt. Der junge Dr. med. und prakt. Arzt steht meist ganz ratlos vor den einfachsten Fällen. Darum ist die Ableistung einer mindestens einjährigen praktischen Arbeitszeit dringend geboten. Hier möchte ich nun einen wichtigen Vorschlag machen.

Die Aufnahme junger Ärzte in Krankenhäuser und Kliniken ist heute fast nur durch „Konnexionen“ zu erreichen. So werden sehr oft tüchtige junge Leute, die sich gern für ein Spezialfach ausbilden wollten, zurückgedrängt, nur weil es ihnen nicht möglich gewesen ist, sich in jenen erlesenen Kreisen Verbindungen zu schaffen.

Deshalb ist es nötig, daß die Überweisung an die Kliniken durch eine völlig unparteiische, aus Medizinern gebildete Zentralkommission geschieht; daß also die jungen Ärzte einzig auf Grund ihres Zeugnisses je nach Bedarf an diese Institute gewiesen werden. Man dürfte dabei natürlich nicht zu schablonenmäßig verfahren; Mediziner, deren Zeugnis ganz besonders gute Leistungen in einem Spezialfach — soweit dieser Ausdruck beim Staatsexamenszeugnis angebracht ist — aufweist, würden vorteilhaft an Spezialinstitute gewiesen werden.

Für eine nochmalige eigentliche Prüfung am Ende der einjährigen praktischen Arbeitszeit bin ich nicht. Man wird den jungen Arzt sorgfältig beobachten, ihn möglichst selbständig handeln lassen und doch streng überwachen; kann ihm dann das Zeugnis einer gewissen diagnostischen Sicherheit und therapeutischen Erfahrung ausgestellt werden, so mag er gehen; wo nicht, so wird es nur in seinem eignen Interesse liegen, noch weiter mitzuarbeiten.

Die spezialistische Ausbildung nimmt natürlich einen längern Zeitraum in Anspruch. Ob hier nicht sogar scharfe Prüfungen einzuführen wären, auf Grund deren der Titel „Spezialarzt“ verliehen werden könnte, wäre noch zu erwägen. Es ist ja unglaublich, was sich heute alles für Spezialisten ausgiebt. Damit soll natürlich nicht verlangt werden, daß sich ein praktischer Arzt auf keine andre Weise zum Spezialisten ausbilden dürfe, es soll sich nur niemand vor Ablegung der angeordneten Prüfung den Titel beilegen.

Auf einen wichtigen, vielleicht den brennendsten Punkt der ärztlichen Frage, das Kassenwesen, hier einzugehen, verbietet mir der Raum. Denn in wenig Worten und mit den vielverbreiteten Redensarten läßt sich eine Frage von so großer Wichtigkeit nicht abthun. Daß es nicht so bleiben kann, wie es ist, sondern daß vieles geändert werden muß, wenn nicht die Ärzte ins Proletariat geraten sollen, habe ich bisher noch von allen aussprechen hören.

Vielbesprochen ist das Verhältnis der Militärärzte zur Praxis. Von vielen Seiten ist offen verlangt worden, man möge den Militärärzten die Ausübung von Privatpraxis untersagen. Wenn nur die Leute, die etwas derartiges vorschlagen, auch angäben, wie sie sich die Ausführung denken. Es wäre wahrlich ein Triumph: den Sanitätsoffizieren mit ihrer — wenigstens teilweise — sehr guten Vorbildung die Praxis verboten, und jedem alten Weibe die Kurpfuscherei freigestellt! Es herrscht vielfach die kindische Ansicht, die Militärärzte seien nicht ganz „voll“; nun, das würde sofort eintreten, wenn man den Sanitätsoffizieren die Praxis, d. h. die Möglichkeit, nicht einseitig zu werden, entzöge. Auch sollte man doch daran denken, daß viele Militärärzte als Stabsärzte den Abschied nehmen. Verlangt man, daß sich diese Leute „zur Ruhe setzen“? Übrigens lehrt die Erfahrung, daß die Praxis der Sanitätsoffiziere sehr beschränkt ist und den Zivilkollegen wenig Abbruch thut.

Wenn ich dagegen an die Kurpfuscherei denke, so treibt mir das die Schamröte ins Gesicht: im Volke der „Denker“ wird einer jungen, im schönsten Aufblühen begriffnen Wissenschaft ein Hindernis in den Weg gelegt, das unüberwindlich ist, weil es gemein ist. Theologen, Lehrer, Rechtsanwälte: alle sind geschützt; aber „medizinern“ kann jeder, je dümmer und frecher, mit um so mehr Erfolg. Das sind die Errungenschaften einer „unentwegt liberalen“ Gesetzgebung. Jeder, der nicht hilft, dieses Übel mit Stumpf und Stiel auszurotten, ist meiner Ansicht nach nicht zu den Gebildeten zu rechnen. Jeder, der eine Heilung unternimmt und sich dafür bezahlen läßt, ohne Arzt zu sein, sollte schwer bestraft werden. Das wenigstens sollte unser Jahrhundert noch erleben.

Zum Schluß noch ein Wort über die Organisation der Medizin. Der bisherige Zustand des gemeinschaftlichen Kultus-, Unterrichts- und Medizinalministeriums ist unhaltbar. Das Medizinalministerium ist vom Unterrichtsministerium nicht zu trennen; dagegen spricht die Verbindung der Medizin mit den Universitäten. Aber weshalb gehört das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hierher? Es hat doch weder mit der Schule noch mit der Medizin so viel zu thun, daß es nicht davon getrennt bestehen könnte.

Wir sehen: es ist viel zu reformiren. Die ärztliche Frage ist ein sehr wichtiger Teil der sozialen. Denn es handelt sich hier nicht um das Interesse des Standes allein, sondern um das der Gesellschaft. Palliativmittel sind

nicht mehr zureichend; sie machen das Leiden auf die Dauer schlimmer, wie die „Schulreform“ beweist. Ehe nicht eine Reform im weitesten Umfange ins Werk gesetzt wird, ist nichts zu erwarten. Wenn das aber nicht bald geschieht, so wird etwas andres eintreten: die Folge versäumter Reform ist der Niedergang. Schon sehen wir ihn im ärztlichen Stande hereinbrechen infolge der zunehmenden Verbitterung. Freilich, zusehen ist bequemer. Und so werden wir wohl noch eine Weile warten müssen.



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

8. Das Jahr 1870



ir waren sehr bald gute Freunde geworden, der Pfarrer M. und ich,*) aber wir sahen beide gleichmäßig ein, daß neben einem gesunden Pfarrer, der kein Nebenamt hat, für einen arbeitslustigen Kaplan wenig zu thun übrig bleibt. Immer nur studiren, ohne von dem Gelernten Anwendung machen zu können, ist ein unnatürlicher Zustand, und nur für einen oder ein paar Privatschüler arbeiten, scheint, wie Herbart sagt, der Bestimmung des Mannes doch nicht angemessen zu sein. Wir kamen daher überein, die Gelegenheit einer Vakanz in Liegnitz zu benutzen; M. war mit dem dortigen Pfarrer, dem Erzpriester Schw., befreundet.

Im September 1864 siedelte ich dahin über. Auch dort fühlte ich mich glücklich, doch war das Glück anderer Art als in Sch. Es bestand erstens in der Unabhängigkeit. Wenn man die dreißig hinter sich hat, gefällt einem die Stelle eines Haussohnes doch nicht mehr, so angenehm das Haus auch sein mag. In Liegnitz giebt's kein Pfarrhaus, sondern die katholischen Geistlichen bewohnen den Hauptflügel des ehemaligen Jesuitenkollegiums. Der Pfarrer hat den ersten Stock inne: eine lange Flucht von Sälen und prachtvollen Zimmern, die an einem breiten Korridor liegen — die Jesuiten mögen sonst sein, wie sie wollen, aber ihre Bauten, diese vornehme Großartigkeit, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit macht ihnen heute nicht leicht jemand nach —, im obern Stock wohnen die Kapläne und zwei Lehrerfamilien. Wir beiden Kapläne hatten zusammen eine alte Wirtin — Inventar —, die mit ihrer Tochter,

*) Bergl. Nr. 26.